

PHOEBE LOCKE



RACHE MÄDCHEN

PSYCHOTHRIILLER

Eine ist verschwunden.
Eine ist angeklagt.
Wer ist das Opfer?



| SCHERZ

Phoebe Locke

**Rachemädchen Eine ist
verschwunden. Eine ist
angeklagt. Wer ist das Opfer?**

Psychothriller

Aus dem Englischen von Susanne Goga-Klinkenberg

❖ | E-BOOKS

Über dieses Buch

Nur Tage nach der Geburt ihrer Tochter Amber verschwindet die junge Mutter Sadie Banner ohne jede Spur. Ihr Ehemann Miles zieht Amber allein groß – bis Sadie sechzehn Jahre später überraschend wieder vor der Tür steht. Nach und nach versuchen sie, wieder in ein normales gemeinsames Leben zurückzufinden. Bis zu jenem Tag, als ihre Familie erneut durch ein schreckliches Ereignis auseinandergerissen wird.

Zwei Jahre später folgt ein Filmteam Amber Banner durch Los Angeles. Amber wurde gerade von einer Mordanklage freigesprochen. Die Filmemacherin Greta gerät zunehmend in den Bann der rätselhaften jungen Frau und der Schatten, die sie verfolgen. Ist Amber wirklich unschuldig? Und was ist damals geschehen?

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Phoebe Locke liebt True-Crime-Geschichten. Während einer langen Zugfahrt stieß sie in der Zeitung auf einen Fall, der ihr trotz sommerlicher Temperaturen das Blut in den Adern gefrieren ließ und der sie seither nicht mehr losgelassen hat. Inspiriert von dieser Geschichte schrieb sie ihren ersten Thriller, »Das Mädchen mit den toten Augen«. Phoebe Locke lebt und arbeitet in London.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »The Tall Man« bei Wildfire, einem Imprint der Headline Publishing Group.

© 2018 Phoebe Locke

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Covergestaltung: bürosüd, München

Coverabbildung: Karina Vegas/Arcangel Images

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-490708-6

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Aus »Making the Movie: Die schwierige Reise zur Wahrheit« von Federica Sosa, erschienen in Variety, Juli 2019

Als ich mit dem Projekt begann, war ich vorsichtig. Obwohl mein vorheriger Dokumentarfilm viel Kritikerlob erhalten hatte, suchte ich schon lange nach einer neuen Geschichte, die mich ebenso packen, ja förmlich verschlingen würde wie diese. Während eines längeren Londonaufenthalts stieß ich auf die Geschichte der Familie Banner. Der Fall erregte damals viel Aufsehen; als der Prozesstermin näher rückte, konnte man ihm überhaupt nicht entgehen. Bei den Schlagzeilen bekam ich eine Gänsehaut: ein sinnloser Mord, eine Familie, die von den Dämonen eines Mitglieds verfolgt wurde. Eine Großstadtlegende, die ihre Krallen in ein unschuldiges Kind gebohrt und das Leben vieler Menschen unwiderruflich verändert hatte. Ich wusste sofort, dass ich diese Geschichte erzählen wollte.

Im Planungsstadium ahnte ich noch nicht, auf welche Schwierigkeiten mein Team und ich stoßen würden. Was anfangs noch wie eine simple – wenngleich tragische – Story aussah, schien sich uns zunehmend zu entziehen. Für jeden Knoten, den wir lösten, entdeckten wir einen neuen, stießen auf ein weiteres Geheimnis im Gewebe dieser Familie. Wir trugen Interviews zusammen, betrachteten die Ereignisse aus jeder erdenklichen Perspektive, versuchten, einen Zugang zu

gewinnen. Und über allem hing immer dieser Schulhofmythos, die dunkle Gestalt des Großen Mannes.

Ein Problem war der fehlende Zugang. Nicht alle Personen, um die es in dieser Geschichte geht, sind noch am Leben. Oft mussten wir auf Material aus dem Nachlass zurückgreifen, auf Berichte aus zweiter Hand. Diese können oft erhellender sein als ein Interview, doch für eine Filmemacherin ist es unglaublich frustrierend, wenn man an bestimmten Punkten nicht nachhaken und »Warum?« oder »Kam Ihnen das real vor?« fragen kann.

Vieles von dem, was im Film vorkommt, ist dank des Prozesses, des gewaltigen Medieninteresses an der Familiengeschichte der Banners und des öffentlichen Hungers nach weiteren grausigen Details inzwischen allgemein bekannt. Ursprünglich wollte ich mit meinem Film lediglich die Gerichtsverhandlung begleiten, hinter die sensationslüsternen Schlagzeilen blicken und die Wahrheit über einen Mord aufdecken. Doch mit den Betroffenen selbst zu sprechen ließ mich die Ereignisse in einem anderen Licht betrachten. Dies ist keine blutige, schockierende Boulevardgeschichte; es ist eine Geschichte von Trauer und Schuld und schrecklichen Geheimnissen. Sie erzählt vom Vermächtnis einer grausamen Legende. Sie beginnt und endet in den dunkelsten Wäldern. Sie verfolgt mich bis heute.

1990

Es begann gegen Ende des Sommers, als die Tage lang und heiß waren und die Schule so fern erschien, dass man sich nicht vor ihr fürchten musste. Sadie und Helen schoben ihre Fahrräder am Fluss entlang und suchten eine Stelle, an der sie sich hinsetzen und in Ruhe Bonbons essen konnten – Toffos für Sadie, Opal Fruits für Helen, alles genau wie immer. Sadie war im Wald an einer Wurzel hängen geblieben und hatte sich die Handfläche aufgeschürft, als sie sich an einem Baum abgestützt hatte. Sie untersuchte erneut den Kratzer, die winzigen Rindenstückchen, die in der Haut eingegraben waren.

»Hey, da drüben ist Marie«, sagte Helen, den Mund voller Kaubonbon.

Helens ältere Schwester saß auf einer verwitterten Bank am Flussufer, neben sich zwei Freundinnen. Sadie schaute von ihrer Hand auf.

Marie war kürzlich zwölf geworden und trug jetzt einen Lern-BH. Sadie hatte ihn selbst gesehen, als er bei Helen zu Hause auf der Wäscheleine hing. Er hatte kleine, weiche Körbchen und dünne Satinträger. Sie schaute Marie an, die auf der Bank saß und mit den Turnschuhen Staub aufwirbelte, und

fragte sich, ob sie ihn wohl gerade anhatte, wobei ihr ganz heiß wurde.

Marie blickte auf und bemerkte die beiden. Ihre Mundwinkel verzogen sich zu einem Lächeln, das sich langsam auf ihrem Gesicht ausbreitete. Sie stieß ihre Freundinnen an und winkte die Mädchen zu sich. Die Räder klickten beim Schieben, und der Toffeegeschmack in Sadies Mund wurde sauer.

»Hi, Mädels«, sagte eine der Freundinnen, ein dunkelhaariges Mädchen mit Sommersprossen auf der schmalen Nase. »Wollt ihr ein Spiel spielen?«

»Das ist kein Spiel, Justine.« Jetzt erkannte Sadie auch das andere Mädchen. Es war Ellie Travis, die ältere Schwester eines Klassenkameraden von Sadie. Sie hatte hellblonde Haare, eine Strähne hatte sich zwischen ihrem Gesicht und dem Brillenbügel verfangen. »Ihr wisst doch, was mein Bruder gesagt hat.«

»Du solltest nicht auf das hören, was James sagt«, verkündete Helen fröhlich. Ihre Schüchternheit war verflogen. »Er redet nur dummes Zeug.«

»Sie meint doch nicht James.« Marie verdrehte die Augen. »Es geht um Thomas. Er ist der Älteste, und es war seine Aufgabe, Ellie vom Großen Mann zu erzählen. Und weil ich die Älteste bin, ist es jetzt meine Aufgabe, euch davon zu erzählen.«

Sadie sah zu, wie Justine die Augen zukniff, ihr Mund zuckte in einem Lächeln. Sie holte einen Lolli aus der Tasche, wickelte

ihn aus und schaute beiläufig von Sadies Shorts hoch zu ihrem T-Shirt und dann zu ihrem Gesicht, hielt ihrem Blick stand.

»Wer ist der Große Mann?«, wollte Sadie wissen.

»Er lebt im Wald«, sagte Marie, beugte sich vor und nahm Helen die Bonbonpackung aus der Hand.

»Er sieht alles«, fügte Ellie hinzu, während sie die Brille auf der Nase hochschob.

»Er ist ein Mörder.« Justine lehnte sich grinsend zurück. »Er kommt in der Nacht und nimmt dich mit.«

»Vor fünf Jahren hat er ein Mädchen aus meiner Straße geholt«, sagte Ellie und zupfte ängstlich am Saum ihres T-Shirts. »Das habe ich jedenfalls gehört.«

»Das stimmt nicht.« Helen hakte Sadie unter. »Hört auf, uns Angst zu machen.«

»Und ob es stimmt.« Marie schnippte ein zerknülltes Bonbonpapier auf ihre Schwester. »Aber keine Sorge, jetzt wisst ihr Bescheid und seid vor ihm in Sicherheit.«

»Nicht nur in Sicherheit«, sagte Justine und zerbiss den Lolli mit ihren kleinen weißen Zähnen. »Der Große Mann kann euch auch zu etwas Besonderem machen, wenn ihr ihn darum bittet.« Sie stand auf und sah demonstrativ auf die Uhr – eine violett und gelb gemusterte Swatch, die Sadie wochenlang im Schaufenster des Juweliers betrachtet hatte. »Ich muss los. Macht euch auf weitere Geschichten vom Großen Mann gefasst. Er wird euch mögen.«

Marie unterdrückte ein prustendes Lachen, doch Sadie bemerkte, dass Ellie die Augen gesenkt hielt und mit den

Fingern immer noch am losen Saum ihres Oberteils zupfte.

»Bringt er wirklich Mädchen um?«, fragte Helen mit großen Augen, worauf auch Ellie von der Bank aufstand.

»Ich habe keine Lust mehr auf dieses Spiel.«

Justine zuckte mit den Schultern. »Dann geh doch nach Hause, Ellie. Wir brauchen dich jetzt eh nicht mehr.« Sie lächelte Sadie und Helen zu und achtete nicht auf den Blick, den Marie ihr zuwarf. Nur Sadie schaute Ellie nach, als sie davonschlurfte.

»Um deine Frage zu beantworten, Helen«, sagte Justine, stellte ihr Fahrrad hin und schwang ein langes Bein über den Sattel. Sie trug Jeansshorts mit zerfranstem Saum und zerrissener Tasche. »Ja. Das tut er. Er hat seine eigene Tochter umgebracht.« Sie trat gemächlich in eine Pedale und rollte am Flussufer davon. »Sie wollte nicht tun, was er gesagt hat«, rief sie über die Schulter. Dann war sie verschwunden.

1999

Er hatte sofort ein ungutes Gefühl. Sie gingen auf die Musik zu, das Gras strich über ihre Unterschenkel, doch er hätte am liebsten kehrtgemacht.

»Geht es dir gut?« Sie schob ihre Hand in seine.

Miles warf ihr einen Blick zu. Sie hatte sich an diesem Morgen anders gekleidet; ein Sommerkleid mit aufgedruckten Gänseblümchen, dazu eine weiße Strickjacke, nicht die Latzhosen oder weiten Jeans und Tops mit dünnen Trägern, die sie bevorzugte. Er freute sich, weil sie sich besondere Mühe gegeben hatte.

»Ja«, sagt er. »Mir geht's gut.«

Ihm war immer noch schlecht. Vielleicht aus Solidarität – so etwas sollte es geben. Sadie hatte ihm abends im Bett alles Mögliche vorgelesen, lauter *Wusstest du schon* und *Wow, das ist ja mal seltsam* und *Hör dir das an*, und alles klang widersprüchlich und bizarr und hexenmäßig, das Baby wurde mit einer Frucht verglichen, und man sollte ihm im Mutterleib Musik vorspielen, um es klüger zu machen.

Er dachte an das höhnische Gesicht seiner Mutter, als er dies vor einer Stunde erwähnt hatte, um die Stimmung aufzulockern. Wie sie die Hand ausgestreckt hatte, um ihm und

Sadie Tee nachzuschenken. *Klar, klassische Musik wird dem armen Ding sicher helfen, damit es überhaupt eine Chance im Leben hat.* Wie sich die Hand seines Vaters fest um ihre geschlossen hatte. *Frances, Liebes.* Und wie seine Mutter geseufzt, zweimal entschlossen geblinzelt und ihnen den Teller mit den Keksen angeboten hatte. *Es tut mir leid, Miles, aber ihr seid beide noch so jung.*

»Sie werden sich schon damit abfinden.« Sadie drückte seine Hand, schirmte die Augen ab und sah zum Festivalgelände hinüber. Die Bühne war mitten auf dem Feld aufgebaut, an beiden Seiten gab es Verkaufsstände. Rauchwolken stiegen auf, der Geruch von gebratenem Fleisch wehte zu ihnen herüber, als sie den improvisierten Parkplatz hinter sich ließen und den Hügel hinaufgingen.

Dafür liebte er sie. Und seine Eltern *würden* sich damit abfinden, ganz sicher. Wie konnte es auch anders sein? Ihr einziger Sohn bekam ein Kind, ihr erstes Enkelkind – und ja, vielleicht waren er und Sadie zu jung, erst im dritten Semester, doch nichts geschah grundlos, oder? Manche Dinge waren einfach vorherbestimmt.

Sadie zog die Strickjacke aus und band sie um die Taille. »Immerhin haben wir es hinter uns.« Sie legte den Arm um ihn. »Jetzt können wir den Nachmittag genießen.«

Mit Sadie war es jedenfalls vorherbestimmt. Das wusste er genau.

Er konnte sich ziemlich gut vorstellen, was seine Eltern machten. Sein Vater holte gerade bestimmt den guten Gin aus

dem Schrank, dazu die dicken Kristallgläser, die seine Mutter so liebte. Sie würden schweigend ein Glas auf der Terrasse trinken, und später würde seine Mutter in der Küche auf und ab laufen, das Abendessen vorbereiten und ihre Meinung kundtun. Danach würde sie Miles vielleicht anrufen.

»Als Nächstes müssen wir es wohl deinen Eltern sagen.« Er spürte, wie Sadie neben ihm erstarrte.

»Das mache ich besser allein.« Sie wandte sich ab. »Ich glaube, sie werden nicht sonderlich erfreut sein.«

»Nicht so wie meine?« Er wollte ihre nackte Schulter küssen, doch der Scherz verpuffte, sowie er seinen Mund verlassen hatte und die Erinnerung an die entsetzten Gesichter seiner Eltern wiederauftauchte.

Miles hatte gewusst, dass es nicht leicht werden würde. Er erinnerte sich an den Moment, in dem Sadie ihm gesagt hatte, dass sie schwanger war. Er hatte auf der Kante ihres schmalen Bettes im Wohnheim gesessen. Am Abend vorher war er feiern gewesen, eine Kneipentour mit den anderen Soziologen, und rieb an dem schwachen Stempelabdruck eines Clubs, der auf seiner Hand prangte. Sadie war zwei Abende hintereinander zu Hause geblieben, wegen einer Magenverstimmung. Doch die hatte sich als etwas völlig anderes entpuppt. Als etwas, das ihren flachen Bauch nun kaum merklich wölbte, etwas, das sie nächste Woche in Schwarzweiß auf einem Monitor im Krankenhaus sehen würden.

»Hey«, sagte sie, als sie am Rande des Festivalgeländes ankamen, und schaute ihn eindringlich an. »Alles wird gut.« Sie

fuhr mit den Händen über seine Hüften bis zu den Rippen hinauf. Die Berührung verursachte ihm eine Gänsehaut, sein Mund wurde ganz trocken.

»Ich weiß«, sagte er und neigte den Kopf, um sie zu küssen. Lächelnd grub sie ihre Zähne in seine Lippen.

Er folgte ihr zur Menge hinüber, der Saum ihres Kleides bewegte sich im Wind. Er hatte Angst, natürlich hatte er das. Es fiel ihm schwer zu glauben, dass sie in einem Jahr zu dritt sein würden, immer und überall. Fürs Erste war es leichter, sich aufs Studium zu konzentrieren – das hatte er immerhin unter Kontrolle. Etwas, das praktisch und wichtig war für ihre Zukunft, für Sadie, für das Baby. Er bekam ein eigenartiges heißes Gefühl in der Brust.

Sie erreichten die ersten Verkaufsstände: Marmelade, Kuchen und Käse aus örtlicher Herstellung, Holzschnitzwerk und Gläser mit Kerzen. Jemand aus Sadies Studiengang hatte ihr von dem Festival erzählt; Miles hatte den heißen Tipp pflichtschuldig an seinen Mitbewohner James und einige Kommilitonen weitergegeben. Er zuckte innerlich zusammen, als er die spießigen Mittelklasseangebote sah, und hoffte, dass sie nicht gekommen waren.

»Die Band nach dieser soll toll sein«, sagte Sadie und führte ihn an den Ständen vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und auf einmal war alles wieder gut.

Er wusste, es war ein Klischee, aber er hatte noch nie für jemanden so empfunden wie für Sadie. Einmal hatte er im Pub versucht, seinen Freunden davon zu erzählen, aber die hatten

ihn ausgelacht. Sicher, sie war schön, das war nicht zu übersehen. Und auch witzig, obwohl nicht jeder diese Seite an ihr kannte. Ihre Empfindlichkeit schreckte manche Leute ab. Er hatte gehört, wie Lila, James' neueste Freundin, sie als »kalten Fisch« bezeichnet hatte (vermutlich war er viel zu gnädig mit ihr; sie konnte ebenso gut »Bitch« gesagt haben). Doch Miles war fasziniert gewesen von dem Schutzwall, den Sadie um sich aufbaute, wenn sie neue Leute kennenlernte, und er war umso fester entschlossen, ihn zu durchbrechen.

Er schob ihr eine Haarsträhne hinters Ohr. »Du warst toll vorhin. Bei meinen Eltern, meine ich. Danke.«

Sie drehte sich um, den Mund zu dem kleinen, verstohlenen Lächeln verzogen, das er am liebsten mochte. »Es geht nur noch um uns beide, oder nicht?«

Und damit hatte sie recht.

Sie kamen zum Bühnenbereich, und Miles blieb stehen und reckte den Hals nach James und den anderen. »Na komm«, sagte Sadie und zog ihn durch eine Gruppe von Teenagern zum Rand des Feldes. »Lass uns näher an die Lautsprecher gehen. Ich wette, sie stehen da drüben.«

Seine Freunde hatten begonnen, Sadie zu behandeln, als wäre sie aus Glas oder hochexplosiv. Sie überschlugen sich seit kurzem beinahe, um ihr einen Stuhl oder einen besseren Blick auf den Fernseher anzubieten. Als er es ihnen letzte Woche erzählt hatte, hatten sie ihm mitleidig auf die Schulter geklopft. *Ich bin so aufgeregt*, hatte er hinzugefügt, worauf sie es sich anders überlegt und ihm einen ausgegeben hatten. Jetzt wollten

sie nur noch wissen, wann der Ultraschall anstand, wie es Sadie ging, ob sie das Geschlecht des Babys erfahren wollten. Über den Rest dachte er nach, wenn er nachts allein im Bett lag. Sadie war in ihrem eigenen Zimmer, das sie verlassen musste, sobald sie sich exmatrikulierte. Wie würden sie leben, wie könnte er gleichzeitig studieren und für seine Familie sorgen? Er dachte oft daran, dass er noch nie ein Kind im Arm gehalten hatte – er hatte keine Geschwister, seine Cousins und Cousinen waren alle älter. Wie ging das doch gleich? Er hatte gehört, man müsse den Kopf abstützen, das sei wichtig. Genau wie das Bäuerchenmachen, ein Vorgang, der ihn immer noch verblüffte. Er würde sich ein Babybuch kaufen und es heimlich lesen. Oder gleich mehrere.

Keine Spur von James oder anderen Bekannten, doch Miles war nicht sonderlich enttäuscht. Nach dem unangenehmen Morgen bei seinen Eltern fühlte er sich mit Sadie warm und sicher – zu zweit gegen die ganze Welt –, und er wäre gern den Rest des Tages in dieser Blase geblieben.

»Ich besorge uns was zu trinken. Kommst du mit?«

»Ich warte hier.« Sadie schaute sich um. Es war eine gute Stelle am Rand der Menge, von der man freie Sicht auf die Bühne genoss. Daneben war ein Grasstreifen, über den Kabel zu einem Generator liefen, dahinter grenzte ein Wäldchen an das Feld. »Ich halte Ausschau nach den anderen.«

Miles arbeitete sich zum nächsten Getränkestand vor und kaufte ein Bier für sich und eine Cola für Sadie. Er schlenderte zu ihr zurück, spielte kurz mit dem Gedanken, einen Hotdog zu

essen, bevor sein Blick auf ein vertrautes T-Shirt fiel. Neongrün, die Ärmel ein bisschen zu kurz – er sah die Person von hinten, machte dunkle, lockige Haare aus und wusste, es war James in seinem uralten Lieblings-T-Shirt mit den Teenage Mutant Ninja Turtles darauf. Miles glitt durch die Menge und versuchte, seine Getränke nicht zu verschütten. Die nächste Band kam auf die Bühne, die Leute rückten vor, und er verlor James aus den Augen, bis er schließlich in einer Lücke vor ihm auftauchte.

Dann drehte sich der Mann im grünen T-Shirt um, und es war gar nicht James – der hier war zwanzig Jahre älter, mit grauen Bartstoppeln, und das T-Shirt hatte ein kleines Adidas-Logo auf der Brust. Miles wandte sich verlegen ab.

Er schaute über die Menge und war überrascht, wie weit er sich von Sadie entfernt hatte. Er brauchte einen Moment, um sie wiederzufinden. Sie stand immer noch am Rand des Feldes, war jetzt aber in den Schatten der Bäume getreten. Es war eine seltsame Stelle, ziemlich abseits, und sie neigte den Kopf, als hörte sie jemandem zu – vermutlich einer Freundin, vielleicht der, die ihr das Festival empfohlen hatte. Er machte ein paar Schritte, konnte aber nicht sehen, wer bei ihr stand.

Sadie sagte etwas, und er bemerkte die Angst in ihren Bewegungen. Sie wich zurück aus dem Schattenfleck, drückte eine Hand schützend auf den Bauch. Ihr Gesicht war ganz blass, ihre Augen weit aufgerissen wie die eines Kindes.

Miles drängte sich durch die Menge, das Bier schwappte hektisch im Plastikbecher. Die Sonne blendete ihn, als sie hinter einer Wolke hervorglitt, und er bekam einen Ellbogen in die

Rippen, während er sich den Weg bahnte. Die ersten Akkorde der Band kreischten aus den Lautsprechern. Er erhaschte wieder einen Blick auf Sadie, die Angst in ihrem Gesicht, den schlaffen Kiefer, als sie rückwärtstaumelte. Dann trat der Sänger ans Mikrophon, das Publikum drängte nach vorn, und er konnte sie nicht mehr sehen.

Miles schob sich an einer Gruppe Mädchen vorbei, stolperte über eine Tasche, und dann hatte er das Gedränge endlich hinter sich gelassen. Er stand am Rand des Feldes. Links von ihm war Sadie. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt und schaute zu den Bäumen. Sie war jetzt allein. Er lief zu ihr hin, streckte die Hand aus, umfasste ihre Schulter, und sie schoss herum. Als sie ihn erkannte, wurde ihr Gesicht weicher, obwohl die Angst (es war Entsetzen, meldete sich eine Stimme in seinem Kopf; hässliches, unkontrolliertes Entsetzen) in ihren Augen blieb und sie die Hand noch immer auf die Stelle drückte, an der ihr Kind wuchs.

»Geht's dir gut? Was ist passiert?«

Sie wandte sich ab, nachdem sie noch einen Blick auf die Bäume geworfen hatte. »Ach, gar nichts. Ein Betrunkener, du weißt ja, wie die sind. Na los, gehen wir näher ran.« Er wollte noch etwas sagen, aber sie war bereits in Bewegung, den halbleeren Colabecher in der Hand.

Es passierte nicht zum ersten Mal, dachte er, während sie zur Bühne zurückkehrten. Sadie war schön, und Männer blieben oft auf der Straße oder in Kneipen stehen, sprachen sie an, wollten sie berühren. Warum also hämmerte sein Herz

noch immer so in seiner Brust? Er drehte sich zu den Bäumen um, die jetzt von goldenem Sonnenlicht gefleckt waren. Er konnte durch sie hindurch auf die dahinterliegenden Felder schauen. Niemand war zu sehen.

Er warf einen Blick zu Sadie hinüber. Sie hatte die Augen auf die Band geheftet und nickte leicht im Rhythmus der Musik. Sie trank von ihrer Cola, den anderen Arm noch immer vor dem Bauch.

Es war ihr Blick gewesen. Sie hatte Angst gehabt, er hatte das Entsetzen deutlich in ihrem Gesicht gesehen. Es war so nackt und bloß gewesen, das hatte ihn wohl erschreckt. Aber er hatte noch etwas darin gelesen. Als die Band den zweiten Song begann und Sadie wieder zu den Bäumen schaute, begriff er: Es war Wiedererkennen. Vertrautheit. Sadie war außer sich vor Angst gewesen, aber das Gefühl war ihr nicht neu.

2018

Die Crew trifft Amber Banner zum ersten Mal in ihrem Hotelzimmer in West Los Angeles. Sie trägt einen plüschigen Hotelbademantel, die Haare hat sie auf dem Kopf zu einem unordentlichen Knoten gesteckt. Das Bettzeug ist zerwühlt, das Laken sichtbar, ein Kissen rutscht langsam auf den dunklen Teppich. In der Mitte des Raums steht ein Tablett vom Zimmerservice, auf dem ein Stapel Pfannkuchen den Puderzucker aufsaugt, während ein Teller mit Melonenstücken rosafarbene Tränen weint. Auf zwei verwaisten Tellern ist der Sirup geronnen und verströmt einen feuchtwarmen Geruch. Das Besteck liegt da, als stemmte es die Hände in die Hüften.

Sie lässt sich seufzend auf die Matratze sinken, schaut zu, wie sie hereinkommen, den wie Pfützen daliegenden Kleidern ausweichen, den obszönen, auf links gedrehten Strumpfhosen und Slips. Das Tischchen ist überhäuft mit Geschenktüten, Blumen und Obst, auf dem Teppich darunter liegen Karten verstreut, das Obst wird braun. Sie lächelt.

Als sie das Lächeln sieht, kommt Greta sich vor wie ein Kind vor dem Tigergehege.

»Amber, ich bin Greta. Wir haben schon miteinander telefoniert.«

Amber betrachtet sie, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Sie spielt mit dem Gürtel des Bademantels.

»Du bist jung«, sagt sie schließlich. Ihre Augen zucken in koffeinbedingter Nervosität über die beiden Männer, das flauschige Mikro und die entfalteten Reflektoren. Sie winkt, worauf Greta den zuckerwattepinken Hocker heranzieht, sich unbeholfen hinsetzt, einen Stapel Papier unter dem Arm hervorholt und auf ihren Oberschenkeln glattstreicht.

»Wir hatten gehofft, dass wir dich filmen können, während du dich fertigmachst«, sagt sie. »Ich weiß, du hast heute Morgen viel zu tun.«

Vermutlich schaut der Chauffeur bereits ungeduldig aufs Handy, während er draußen wartet, und das Studio, das Amber gleich besuchen wird, erwacht allmählich zum Leben; Scheinwerfer werden auf Bühnen gerichtet, Sessel an den richtigen Platz gerückt, das eifrige Publikum in eine Warteschlange gescheucht, während das Sonnenlicht den Gehweg überflutet. Frühstücksfernsehen: Gretas schlimmster Albtraum.

In London war sie Praktikantin bei einer solchen Sendung gewesen und hatte sich nach einem Monat eine feste Stelle verdient. Sie weiß noch, wie sie ihre Eltern in Michigan angerufen und es ihnen erzählt hat – zweiundzwanzig, die Uni vor sechs Monaten abgeschlossen und einen Schritt näher an der Karriere, die sie ihnen angekündigt hatte. Sie nahmen es ihr nicht übel, dass sie Dearborn bei erster Gelegenheit verlassen hatte und nach England gegangen war, aber es hatte

trotzdem gutgetan, es ihnen zu sagen: Ja, es hat sich gelohnt. Alles läuft nach Plan. Und falls sie ein paar belanglose Details über den Job verschwiegen hatte (ein endloser Zyklus, bei dem sie Möbel rückte, Gäste umherschob, angebrüllt wurde, alles falsch machte), dann war das auch in Ordnung. Denn letztlich ist alles nach Plan gelaufen, und hier ist sie nun, neun Jahre und zahlreiche Jobs später, und Amber Banner fordert sie heraus, sich zu beweisen.

Das Handy in ihrer Tasche summt, und sie wühlt zwischen USB-Sticks, Parkzetteln, zerknüllten Servietten und klebrigen Tuben mit Sonnencreme. Amber betrachtet sie gleichgültig wie eine Katze.

Greta liest die Nachricht von Federica: *Wie ist sie so? Entschuldige mich bei ihr. Verdammt, ich kriege keinen Flug.*

In London ist es zwei Uhr morgens. Greta kann sich genau vorstellen, wie Federica sich noch einen Kaffee nachschenkt und den Becher neben den Laptop stellt. Federica, die auf den Balkon schlendert, sich wegen der Dreharbeiten sorgt – wenn auch nicht genug, um tatsächlich den Versuch zu unternehmen, einen der vielen Flüge zu buchen, die in den nächsten Tagen London verlassen. Stattdessen wird es wieder die üblichen Entschuldigungen geben, und Greta wird diejenige sein, die sich um einen reibungslosen Ablauf kümmert und ein Verhältnis zu Amber aufbaut. Greta wird an der Fassade der »Eisprinzessin« meißeln, als die Amber Banner in den britischen Medien präsentiert wird. Sie wird die eisige Ruhe, die viele so entsetzlich finden, durchbrechen und eine verborgene Tiefe

finden müssen, eine unbekannte Wahrheit, auf der sie ihren Film aufbauen können.

Amber sitzt gelassen da, als Tom sich vorbeugt, um die Lichtstärke zu prüfen, seine sommersprossige Hand dicht neben ihrer Wange. Ihre Augen sind mit Wimperntusche verschmiert, doch die Haut ist rein und glatt bis auf einige kaum sichtbare Narben auf der linken Wange. Im frühen Morgenlicht des Hotelzimmers sieht sie perfekt aus, wie gemacht für eine Titelstory. Greta erinnert sich an das Foto von Amber, das in London über Federicas Schreibtisch hängt. Ein DIN-A3-Ausdruck aus der Zeitung, das Bild, das alle Fernsehsender und Titelseiten in den vergangenen Monaten gezeigt haben – Amber auf den Stufen des Gerichtsgebäudes, die Haare brav zum Pferdeschwanz gebunden, eine makellose, kragenlose weiße Bluse, die bis zum eleganten Hals zugeknöpft ist. Am Rand sieht man verschwommene Blitzlichter, Hände, die ihr Mikrophone halten. Und das schmallippige Lächeln, das ihren Mund kräuselt, während sie trotzig und unbeirrt in die Kamera schaut. Das Ende einer Geschichte, die von den Boulevardblättern ausgebreitet wurde – und der Beginn einer neuen.

»Ich muss in einer halben Stunde im NBC-Studio sein«, sagt sie und gähnt so breit, dass Greta den pelzigen Sirupbelag auf der Zunge und die roten Rachenwände sehen kann. »Aber es ist okay, wenn ihr filmt. Mich kümmert so was nicht – ihr könnt mich filmen, wann immer ihr wollt.«

Greta hört, wie Luca und Tom hinter ihr alles aufbauen. Julia, die neue Produktionsassistentin, glänzt durch Abwesenheit. Sie war auch ein Versprechen, das Federica gegeben und gebrochen hat – ein weiterer Anruf, den sie versäumt hatte, und als Greta schließlich selber anrief, hatte Julia bereits einen anderen Job angenommen. Die Flüge nach L. A. gingen schon am nächsten Tag. Also würden sie, Tom und Luca sich als Dreierteam durchschlagen müssen – fünf Tage, in denen sie ständig schweißnass wären, ihre Ausrüstung von einem Drehort zum nächsten schleppen und versuchen würden, mit Federicas ständig wechselnden Visionen für den Film Schritt zu halten.

Sie will nicht im Weg stehen, als Luca nach einer Position für den Mikrophongalgen sucht, der natürlich keinen Schatten ins Bild werfen darf. »So, Amber«, sagt sie und versucht, die Ecke ihres Flipflops von einem BH-Träger zu lösen, während sie sich vorsichtig über den Teppich bewegt. »Bist du noch einverstanden mit dem, was wir vereinbart haben? Wie wir uns den Film vorstellen? Ich weiß, dass es nicht einfach ist, über all das zu reden.«

Sie muss das fragen, obwohl Federica sicher sauer wäre. Rechtlich gesehen ist Amber erwachsen – so gerade eben – und hat einen Vertrag unterzeichnet. Das haben Greta, Federica und der Sender gründlich abgecheckt. Aber sie kann nicht anders. Sie muss Amber einen Ausweg bieten, selbst wenn diese offensichtlich nicht daran interessiert ist.

»Was hat Lucy gesagt?«

Der Wind peitscht durch die Bäume, die Blätter zittern. Amber schaut zu den Ästen empor, ihre Hand zupft am Ausschnitt des Kapuzenpullis.

»Sie hat mich gefragt, ob ich jetzt etwas Besonderes sei.« Ein Vogel ruft von einem Baum weiter oben am Hang, ein rundes, trällerndes Gelächter.

»Greta?«, ruf Federica von weitem. Amber steht auf und wischt sich die Hände an der Jeans ab.

»Komm, wir gehen zurück. Ich bin ohnehin am Verhungern.«

Greta lässt sich von ihr bergab führen. Als der Vogel wieder ruft, schaut sie zurück zum Wald mit seinen dunklen Nischen.

Die Silhouette eines Mädchens lugt hinter einem Baum hervor.

Eine Hand legt sich sanft auf seinen Kopf.

Zieht es zurück in die Schatten.

2016

Sie fanden sie am Rand des Lochs, als die Sonne aufging. Ihr Schlafanzug war blutgetränkt, das Wasser leckte an ihren Füßen. Das Rot trieb langsam mit den Wellen davon. Ihre Hand umklammerte das Messer. Sie stand mit dem Rücken zu ihnen, als man einen Polizeibeamten in den Wald schickte; zwanzig Minuten später stolperte er hervor und erbrach sich auf den Weg.

Sie fanden Leanna in einer weiteren Schlucht unten am Hang, ein gesplitteter weißer Knochen drang durch ihre blutgetränkte Jeans. Ihr Gesicht war grau, der Puls schwach. Sie wickelten beide Frauen in Decken aus Silberfolie und bugsierten sie in zwei Krankenwagen, während das Blaulicht zwischen den Bäumen flackerte und der Himmel in malvenfarbenen Streifen allmählich hell wurde.

Türen wurden zugeschlagen, Funkgeräte knisterten, die Fahrzeuge mit ihren grellen Neonstreifen umrundeten langsam den Loch. Ein einsamer Fischer schaute vom felsigen Ufer aus zu. Das Foto auf seinem Handy zeigte ein Mädchen in Handschellen und einem Pyjama, der schwarz von Blut war.

Nacheinander bogen sie auf die Straße, ließen die Schlaglöcher hinter sich, und als sie in Richtung Crieff

beschleunigten, erschienen erst ein und dann zwei Balken auf Ambers Handy, das sie noch immer mit ihrer blutigen, schmutzigen Hand umklammerte. Dann erwachte es zum Leben und meldete eine Nachricht nach der anderen.

Mum.

Mum.

Mum.

Miles und Sadie warteten auf der Polizeiwache, als man sie freiließ. Sie waren die Nacht durchgefahren, waren längst unterwegs gewesen, als der Anruf kam. Man hatte Amber ausgezogen und Abstriche gemacht, ihre Finger auf Stempelkissen gedrückt und über offizielle Formulare gerollt. Danach musste sie in der kleinen Polizeiwache warten, während man im Cottage nach Hinweisen suchte.

Als ihre Eltern in der Tür erschienen, stand Amber auf, wirkte zum ersten Mal seit langer Zeit unsicher.

»Kleines«, sagte Miles weinend, doch Amber ging nicht zu ihm. Sie schaute ihre Mutter lange an und nahm sie in die Arme.

»Ich habe was Schlimmes getan.«

Sadie schüttelte den Kopf. Sie umarmte ihre Tochter behutsam und führte den Mund ganz nah an ihr Ohr. Sie sagte, Amber wisse gar nicht, was schlimm sei.

Amber lehnte den Kopf gegen den ihrer Mutter, ihr Atem fuhr seidig und kühl über Sadies Haut.

»Ich habe ihm Billie gegeben, Mum«, flüsterte sie.

Also waren sie zu zweit. Sadie ergriff die Hand des Kindes und ging hinaus ins Tageslicht.

Zusammen gingen sie hinüber zu den Bäumen.